

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 233.

Donnerstag, 4. Oktober.

1928.

(4. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Enderling.

Sie lachte Tränen. „Sie hätten Schauspieler werden sollen.“

„Ja, ich habe hundert Talente. Aber keins scheint auszureichen, um meinen Zeitgenossen zu genügen.“

„Wenn Sie nur das Talent zum Geld haben...“

„Hab' ich“, sagte er übermütig, und er ahnte ein Weichen den Geiger aus dem „Alcazar“ nach und dann den alten Komiker dort. „Aus welchem Mühlstein der Menschheit ist er wohl gezogen?“

Sie sah verlegt drein, und er wurde ernst: „Fühlen Sie sich wohl dort? Sie sind doch so ganz anders.“

„Ich bin erst kurze Zeit dort“, sagte sie, abgewandten Kopfes, wie beschämt.

Er tröstete sofort: „Es ist ja sehr interessant dort. Eine bunte Gesellschaft. Ich glaube, man könnte allerlei erleben. Nein, ich begreife, daß Sie sich da eine Weile wohlfühlen. Quevedo ist ja kein Menschenfresser, und schlimmstenfalls wäre ich ja auch da.“

„Sie kommen selten.“

„Wissen Sie das auch schon? Aber ich könnte mir Leute denken, die mir verübeln, daß ich dorthin komme.“

„Ihre Familie?“

„Nein. Die ist weit von hier, und dann bin ich ja auch so ziemlich erwachsen.“

Sie gab sich einen Ruck. „Offen gestanden, ich wunderte mich heute auch, Sie dort zu sehen.“

„Ich war auf der Flucht...“, begann Grotted, die Wollust des gefährlichen Spiels austossend.

„Auf der Flucht? Vorw?“

„Vor mir selber“, vollendete er lachend. „Wie sagte doch der Weise? „Ich habe noch keinen Menschen glücklich gesehen, es sei denn, er wäre trunken gewesen.““

„Das ist eine böle Weisheit.“

„Ja, Wahrheiten werden selten landiert überreicht. Uebrigens hat er die Kunst und die Arbeit der Hände vergessen. Ich glaube, man kann hier das Glück finden, das keinen Nachgeschmack hat. Na, wir sind schon ins Philosophieren hineingeraten. Heda!“

Ein hochaufgeschossener Junge in einem roten Affenkostüm brachte den Korb mit Blumen heran. Es waren arme, gequälte, verstaubte Kelten. Grotted mußte lange suchen, ehe er ein paar halbwegs frische fand und sie seiner Dame überreichen konnte. „Ich darf doch?“ fragte er mit einem ritterlichen Lächeln.

Sie errötete tief, wie erschrocken. „Sie behandeln mich wie eine Dame, und Sie wissen doch gar nicht, wer ich bin.“

„Das wissen Sie von mir ja auch nicht. Vielleicht bin ich ein Verbrecher, ein Hochstapler zum Beispiel?“

„Nein, das sind Sie nicht“, entgegnete sie heftiger, als es nötig war. „Das sind Sie nicht.“ Und sie setzte etwas ruhiger hinzu: „Dann hätten Sie nicht auf den Baron verzichtet.“ Es klang, als hätte sie etwas ganz anderes sagen wollen.

Der Kellner kam, von Grotted herbeigewinkt. Er warf einen flüchtigen Blick auf die beiden, und es schien Grotted, als sei dieser Blick mit Hohn durchsetzt. Vielleicht kannte er sie von früheren Besuchen mit

andern Kavaliern. Aergerlich warf er das Geld hin.

Er mußte hier fort. Was hatte er neben diesem unbekannten Mädchen zu suchen, mit dem ihn eine flüchtige Laune zusammengeworfen oder der Wunsch, die nächste Stunde nicht allein zu bleiben? Wer war sie denn? Er wußte nur, daß sie eine Klavierspielerin in einem Ringeltangel war, mächtig hübsch, die der ersten Einladung gefolgt war. Sie würde auch Kiewenings Einladung gefolgt sein, wenn er sich die Mühe gemacht hätte. Wie kam er eigentlich auf Kiewening?

Nein, da tat er ihr doch wohl Unrecht. Ihre Haltung im „Alcazar“ war tadellos gewesen. Aus dem Bedürfnis, dies gedachte Unrecht gutzumachen, ließ er den Inhalt der Kuchenschüssel für sie einpacken.

Ihre angespannte Miene, mit der sie ihn beobachtet hatte, wurde weich. Ein zärtlicher Zug kam in ihr blaßes Gesicht und machte es bildhübsch. „Sie sind ein guter Mensch.“

„Es ist leicht gut zu sein, wenn es einem so gut geht wie mir jetzt — ich meine natürlich, in Ihrer Gegenwart.“

Sie warteten eine Weile draußen auf einen Wagen. Aber die waren selten in dieser ziemlich abgelegenen Gegend.

„Wollen wir nicht gehen?“ fragte sie schüchtern. „Es ist nicht mehr weit bis zur Steinstraße.“

Er antwortete nur mit einem ungeduldrigen Kopfschütteln. Sie mußte allein nach Hause; er hatte ihre Adresse ja deutlich genug gesagt, und es war nicht ausgeschlossen, daß die Verfolger dort warteten.

Endlich kam ein Auto. Er half ihr hinein und sagte, mit einem verwunderten Blick auf die Uhr: „Zum Teufel, das habe ich ja ganz vergessen. Ich muß noch ein überaus wichtiges Telegramm aufgeben. Nach Yokohama.“

„Yokohama?“ wiederholte sie unsicher. „Das liegt in Japan?“

„Getroffen. Es ist eine geschäftliche Angelegenheit, müssen Sie wissen, die keinen Aufschub duldet. Ja, da ist es mir leider unmöglich, Sie zu begleiten. Auf Wiedersehen also!“

Ehe er noch antworten konnte, warf er die Tür zu, gab dem Chauffeur einen Geldschein und bog um die Ecke. So sah er nicht, daß Martha Nebmann das Taschentuch an die Augen drückte und den Kopf mit trauriger Gebärde in die Wagengassen lehnte.

Im Schein einer Bogenlampe leuchtete für einen Augenblick ein blonder Kopf auf, der ihn irgendwie an Inge Brodersen erinnerte. Von da an lief er durch die Straßen, als müßte er den Abstand zwischen sich und diesem Mädchen im Auto verringern.

Die Gegend war ihm unbekannt. Er durchkreuzte hastig fremde Straßen und war froh, als eine verspätete Trambahn heranlingelte.

Ich hätte Martha nicht noch ins Auto sehen sollen, dachte er, während er die verschlafenen Passagiere musterte. Ich darf nicht wie ein Grandseigneur auftreten, so gut es mir auch stehen mag. Wahrscheinlich habe ich alles verkehrt gemacht. —

Wieder glitten seine Hände über die gefüllten Manteltaschen. Daß es ihr gar nicht aufgefallen war, daß er auch in dem Nachcass den Mantel anbehalten hatte!

Eine junge Frau, die einen Koffer und ein mit Bindfaden umschnürtes Paket hütete, fragte ängstlich, wann man am Bahnhof wäre.

Sie müssen bis zum Olaplatz fahren, nächste Haltestelle, und dann sind es noch zwölf Minuten."

Als sie ausstieg, hob Grottek, einer plötzlichen Eingebung folgend, den schweren Koffer auf, und er ging mit ihr hinaus. "Wir haben denselben Weg, und Sie können sich mir schon anvertrauen."

Zitternd vor Dankbarkeit, ließ sie neben dem schnell Ausbreitenden einher. "Ich komme kaum mit."

"Keine Angst, ich reise nicht aus. Koffer klaue ich nicht. Ich gebe mich nur mit großen Sachen ab."

Hatte er sich nicht wieder verplappert? Aber die kleine Frau lief glücklich und schnaufend neben ihm her.

Am Bahnhof verslog seine gute Laune vollends. Hier würde man ihn zuerst suchen. Wie hatte er nur zum Bahnhof gehen können! Hier standen die Verfolger schon längst, sicher postiert. Jener Dienstmann dort sah zum Exempel verdächtig aus. Er hätte ihm gern an dem buschigen Schnauzbart gezerzt, ob der nicht aufgepappt war.

"Haben Sie wenigstens eine Fahrkarte?" fuhr er die Frau ungeduldig an.

"Natürlich. Aber du lieber Gott, wo steckt sie nur?" Sie fingerte in ihrem Handtäschchen herum. Ein Taschentuch flog heraus, ein viel gestopfter Zwirnhandschuh, ein Kämmchen — endlich zog sie das graue Billett triumphierend hervor.

"Vierter Klasse? Na, schön. Wie lange fahren Sie denn?"

"Nur dreizehn Stunden. Mein Mann und meine Kinder erwarten mich auf dem Bahnhof. Ach Gott, ich glaube, sie werden die ganze Nacht nicht schlafen, die guten, kleinen Mäuse."

Grottek trug den Koffer getreulich bis zur Bahnschranke, und er nahm das Geldstück, das sie ihm verlegen reichte, nach kurzem Zögern an. Wenn seine Verfolger das ansahen, haha, würden sie keinen Blick mehr auf ihn verschwenden. "Handgeld!" sagte er lachend, über die Münze leicht hinstreichend. "Ja, es sind schlechte Zeiten."

Als er durch das große Portal auf den taghellen Bahnhofspfad trat, hatte er schon die Frau vergessen, die "nur" dreizehn Stunden durch die Nacht fuhr.

Schnellen Schrittes durchweilte er die Straßen seiner Wohnung zu. Die zunehmende Dunkelheit machte ihn wieder unsicher. Warum war er eigentlich nicht einfach in einem andern Auto nach Hause gefahren, womöglich mit mehrmaligem Wechsel?

Endlich stand er vor seinem Haus. Unter der Laterne, die den Eingang schwach beleuchtete, hockte eine miauende Katze, die wohl hinein wollte. Er schrie sie nervös an, und sie setzte in großen Sprüngen mauzend davon.

Als er die Haustür verschlossen und das Licht im Treppenflur angezündet hatte, wurde er wieder ruhiger. Langsam ging er die knarrenden Stufen empor bis zum dritten Stock, wo seine Visitenkarte mit mehreren andern unter einem Messingschild schimmerte, das die Aufschrift "Pension Jedlik" trug.

Aus dem Zimmer zur Rechten drang Räuspern und Krächzen. Da versuchte die brustkrante Lehrerin zu schlafen.

Das Licht in seinem Zimmer flammte auf und spiegelte sich auf der polierten Fläche des Flügels, der ein Drittel des Raumes einnahm. Er schloß die Tür ab, verspernte sie und untersuchte Schrank und Vorhang auf nächtlichen, unwillkommenen Besuch. Er sah sogar unter das Bett und dachte ärgerlich: Ich geniere mich nicht mal dabei.

Wie die alten Möbeln knackten! Wollten sie alle Bewohner der Pension aus dem Schlaf wecken? Er fluchte vor sich hin. Und das Schlüsselloch war auch nicht verhängen und lockte neugierige Augen heran!

Schweiß rann ihm in den Stragen, wie vorhin in dem überfüllten Lokal.

Endlich wagte er es, die Taschen zu leeren. Bündel auf Bündel flog auf den Tisch. Waren es so viele gewesen?

Mit bebenden Händen versuchte er zu zählen. Aber er gab es bald auf. Die fremden Namen, die Zahlen verwirrten ihn. Es waren Banknoten aus allen möglichen und unmöglichen Ländern. Französische, tschechische, polnische, schweizerische, deutsche, englische, belgische und andere, die er nicht entziffern konnte. Es war ein wirres, ungeordnetes Durcheinander, wie von eifriger Hand im Dunkeln zusammengescharrt.

Schwer atmend, überwältigt, stand Kurt Grottek mitten im Zimmer. Es war eine sinnlose, betäubende Summe. (Fortf. folgt.)

Herbstlied.

Sturmfaut schüttelt des Waldes Winkel

Ab und auf,
Weiße Blätter fallen von Zweigen,
Wirbeln im Winde, tollern und reigen
Ab und auf.

Raben kreisen über dem Berge

Ab und auf,
Stoßen zur Höhe mit kräuselndem Lärmen,
Schweben zur Erde, schwirren und schwärmen
Ab und auf.

Wellen des Stromes spritzen und schäumen

Ab und auf,
Zerren am Damm mit gierigen Händen,
Brausen und brechen wie Wut von Bränden
Ab und auf.

Schreitet dein Leben durch Sturm und Stille

Ab und auf,
Will es heute in Drangsal gleiten,
Wird es dich morgen in Fülle leiten —
Ab und auf. Brach

Ein Schmetterling flog zum lieben Gott.

Von Thomas Pfister.

Martin Schöberl war ein schlechter Schüler; er sah das zweite Jahr in der fünften Volksschulklasse; gleich verträumt, gleich blaß und unaufmerksam. Hörte etwas von Flüssen, Haustieren und Karl dem Großen und drehte vor der Tafel verlegen die Kreide zwischen feuchten Fingern.

"Es ist schrecklich mit diesem Schöberl!", sagten die Lehrer. Und der Katechet meinte: "Der liebe Herrgott hat das Buberl halt recht schwach wachsen lassen. Blutarm ist er halt viel und wird leicht müd. Ich kann mich nicht beklagen, in der Biblischen Geschichte paßt er mir gut auf!"

Im ersten Halbjahr brachte er wieder drei "Vierer" heim. Und auch einen Fünfter, der nicht vergehen wollte. Seine Eltern — der Vater war kleiner Beamter in einer großen Fabrik — machten gar keine große Szene. Im Gegenteil, die Mutter tröstete Martin, weil er traurig war.

Einmal in der Pause, die von seinen Kollegen zu Balgereien und anderem gesunden Anlauf verwendet wurde, und er, wie stets, abseits appetitlos an seinem dünnen Butterbrot saß, drängten sich ein paar Schüler zu einer Mauerdecke. Mehr kamen hinzu und beobachteten irgendetwas an der Mauer mit großem Interesse.

Martin Schöberl trat hinzu. "Du, Stintermeier", zapfte er einen Buben zaghaft, "sag, was sieht man denn da?"

"A Spinnerinnennetz!" rief einer.

"Julii — wie er zappelt, schau einmal Nazi!"

"Glaubst, kommt er los?"

"Aber naa. Was glaubst, wie lang er zappeln tut, bevor er hin ist?"

Schöberl sah einen kleinen, grauen, bedeutungslosen Schmetterling, der sich in einem alten Spinnengewebe verfangen hatte. Jetzt kamen die Buben in Scharen. "Reper!" quälte einer, "hol' ein Staberl und widel mehr Spinnweb um ihn herum, daß er net loskommt!" Inzwischen hatte ein anderer diese Arbeit schon mit einem Bleistift besorgt. So standen die Buben und vergnügten sich mit ahnungsloser Grausamkeit an dem unermüdblichen Zappeln des Tierchens.

Martin Schöberl sagte fast furchtlos: "Geht's — laß'n mir'n aus!"

brauch' ich für meine Sammlung!" Und mit seinen klugen Fingern tastete er an dem Netz.

Die Glocke schrillte. Die Buben tobten in die Klassensimmer und liehen den Schmetterling zappeln.

Martin Schöberl sah traurig eine Viertelstunde lang still und grub seine dünnen Nägel in das furchige Holz der Schulbank. Dann gab er zögernd das Zeichen mit der Hand.

"Der Schöberl natürlich!" meinte der Herr Lehrer, "gerade war doch Pause! Also geh' in Gottesnamen hinaus!"

Die anderen schritten, Schöberl ging glührot. Draußen schlich er vorsichtig — still war der Gang, nur aus den Klassenzimmern hörte man monotonen Vortragen — zu dem Ek, wo das Spinnennetz war. Er hatte Verzweiflung.

Richtig. Er zappelte noch, der Schmetterling. Seine Finger zitterten sehr stark, als er das Netz herabzog und mit einer rostigen Schreibfeder die einzelnen Fäden von den Klügeln löste. Wie ein Dieb sah er sich dabei um.

Kleing vorsichtig löste er den Schmetterling aus der tödlichen Umhüllung, trippelte zum offenen Gangfenster, hielt ihn ins Freie und ließ los.

Beinahe schrie er vor Freude. Ein Stüdchen sank der Schmetterling, dann aber schlug er taumelnd die Flügel, flog richtig über den grauen Schulhof, tanzte in den Himmel hinauf.

Den kleinen Martin Schöberl durchfuhr es plötzlich heiß. "Der fliegt jetzt direkt zum lieben Gott!" fiel es ihm ein; und der Gedanke ließ nicht locker. Er bildete sich ein, daß jetzt alles Elend in der Schule ein Ende haben werde. Lauter "Einser" wird er bekommen.

Er bekam aber lauter "Bier". Und sogar der Katechet wurde unzufrieden mit ihm, weil der "dumme Bub" so lächerliche Fragen stellte. Unlängst wollte er wissen, ob in der Arche Noah auch ganz kleine, graue Schmetterlinge gewesen wären.

Schnee kam, die Buben bewarfen einander mit dem nassen, weißen Flaum.

Martin konnte nicht zur Schule gehen. Er mußte im Bett bleiben, und in der Nacht summte es glühend durch seinen Körper.

Eines Tages — bitterkalt war es draußen — fragte er seine Mutter: "Sag, Mutti, hast du keinen Schmetterling gesehen?" Anzüglich frug er es, fasste hitzig ihren Arm.

Er wußte nicht, warum Mutter weinte. Draußen in der Küche hörte er sie schluchzen: "Jetzt phantasiert mir der Bub schon!" Aber die Hausmeisterin sagte: "Martens, Frau Schöberl, ich geh um den Arzt. Aber geb'ns ihm doch über Nacht an Anschlittumschlag auf die Brust!"

Nach ein paar Tagen wurde dem Martin sehr leicht. Er wunderte sich, daß der Doktor so oft im Tag kam, weil er doch keine Schmerzen hatte.

In der Nacht träumte er von einer Schmetterlingsstadt. Laufende kauften umher, einer prächtiger als der andere, rote, grüne, strahlend gelbe, sie tanzten um ihn, immer schneller, in einem rasenden irdunten Kreisel.

Da riß er die Augen auf. Morgen lag in seinem Zimmer. Aber das Fenster war offen. Und durch das Fenster flog ein Schmetterling herein, genau sein Schmetterling, rauschte majestätisch herein, aber groß, wie ein Schaukelpferd.

Er ließ sich fachte auf die Bettdecke nieder, schlug milde mit den Klügeln. Kersengerade bäumte sich der Bub auf, schrie lauchend: "Mutti, Mutti — der Schmetterling ist da!"

Er hörte nicht mehr, wie seine Mutter daneben jammerte: "Bater, Vater — so sieh doch auf, der Bub stirbt!"

Denn der kleine Martin hatte seine dünnen Hände um den Leib seines Schmetterlings geschlungen, und der floa mit ihm langsam durch das Fenster. Zum lieben Gott.

Balkanische Idylle.

Von Julius And. Raim (Athen).

Der ungeheißte Zug verläßt Belgrad, grinsend und mit dem festen Versprechen, sich unterwegs zu erwärmen. Zwar hält er sein Versprechen nicht im entferntesten, wird im Gegenteil immer kälter, je mehr er sich dem lieblichen Nisch und den von Jammer durchtränkten Gesichtern Mazedoniens nähert. Aber er wird so interessant, so maßlos interessant. Schon die Dame, die in Belgrad einsteigt und innigst geküßt vom Begleiter der kalten Obhut anvertraut wird: Wie der Morgen graut und das flehliche Nisch sich meldet (daß der Himmel sich seiner erbarme), hebt ein Abholer sie aus der Kälte, wird sie wieder innigst geküßt und stolzisiert voll Wonne so herrlich mit Maz ab, wie sie mit Moritz gekommen.

noch kälter im Wagen. Schaffner, knoblauchföhlend wie aufglaubige Perler, schwören, daß es ein Konstruktionsfehler sein müsse. "Das ist nämlich ein griechischer Wagen, müssen Sie wissen!" Und du erinnerst dich lebhaft, wie vor wenigen Wochen der griechische Schaffner auf der umgekehrten Fahrt seines Wagens Kälte damit erklärte, es sei eben ein selbstlicher Wagen. Es handelt sich also — stellst du voll Befriedigung fest — um eine Art interballanischer Kälte. Und so frierst du dich, beruhigt ob solcher Feststellung, durch die trostlose Öde der Gegend; von Station zu Station schleppt sich der Zug, pustet stöhnend bergauf und bremst sich schnarrend bergab.

Plötzlich ist der Schienenstrang garniert. Einigermassen wüste Gestalten stieren, gewehrbehängig, malerisch und zerlumpt bekleidet, die Strecke. Eine Art Selbstschutz, vom Staate genehmigt, von den Behörden organisiert: Schutz dir, der du mit der Eisenbahn durch das Gebiet bombenwerfender Mazedonier zu reisen hast. Beruhigt siehst du dir die abgerissenen Helmen des Bahnschutzes voll zärtlicher Brüderlichkeit an.

Fährt der Zug über eine der hundert Brücken, so hast du nicht nur die Freude, schwer bewaffnete Posten zu deinem Schutze aufgebaut zu sehen, sondern auch das peinliche Gefühl, daß es mit dem staatlichen Sicherheitsgefühl nicht viel besser bestellt zu sein scheint als mit dem privaten: Allüberall räkeln sich in rostiger Bruchigkeit westkriegerische Drahterhaue, proken kriegeserstarre "Spanische Reiter", wie sie hier einst im großen Bestringen aufgebaut wurden. Glaubt man, sie wieder gebrauchen zu können? Sind auch sie nur als Schutz gegen revolutionäre, bombenwerfende Mazedonier gedacht? Niemand gibt dir Antwort. — Der Brückenposten starrt dienstfertig den Speisewagen an und ahnt nicht, wie der seine Reisende ihn um den dicken Pelz beneidet, wobei dieser frierende Reisende freilich zu wenig an des Pelzes springenden Inhalt denkt.

Aber man versteht doch, warum sich gerade hier so schöne Räuberromantik entfalten kann; man begreift das alles, findet es fast selbstverständlich: diese wilde, zerklüftete Landschaft fordert geradezu heraus zu herzinniger Räuberei und bombenwerfendem Revolutionieren. Wie die kleinen Häuser irgendwo am Berge hängen! Felsenkletter, gleich den Horsten stolzer Raubvögel, Miniaturburgen aus Lehm, weit ins wilde Land schauend. Der Reisende braucht keines Karl Mays waghalsige Phantasie, um sich auszumalen, wie des Nachts auf unerlaubten Wegen über die nahen Berge, die schon zum nachbarlichen Bulgarien gehören, leise, still, das Messer im Munde, sich der rachedurstige Mazedonier heranschleicht, sich das zu erlauben, was er sein Recht nennt. Bei aller Achtung vor obrigkeitlicher Weisheit und Regierungskunst fragt man sich doch, wie es einem wohl ums Herz wäre, wenn man, staatlichem Beschlusse folgend, seine Heimat verlassen müßte, auf der schon der Ukraine dem Pfluge folgte.

Vor lauter Schauen merkst du gar nicht, daß der Zug sich tatsächlich weiterbewegt und es bald fertigebracht haben wird, dich an die griechische Grenze zu fahren. Du hast dich schon ganz in dein Schicksal ergeben, schlotterst nur noch zaghast mit den erstarrten Beinen irgendwo herum, trinkst einen herzhafsten Pflaumenschnaps zur inneren Erhebung und wartest geduldig und ganz überzeugt, daß es gar nicht anders sein könne. Die redlichen Bahnwächter, diese wilden Gesellen, sind für dich schon ganz friedliche und selbstverständliche Begleiterscheinnung des frierenden Daseins, ganz bürgerliche Herren, die sich aus irgend welchen Gründen ein ganz klein wenig kostümiert haben. Es ist alles gar nicht mehr aufregend, sondern ganz selbstverständlich geworden; die Landschaft und ihre Menschen haben schon gewirkt und dir gezeigt, daß sie es sind und nicht etwa du selbst, die hier den Maßstab für alles Sein abgeben. Und du hast dich mit dieser Tatsache abgefunden.

Bis die Idylle gestört, die Grenze erreicht wird und der arlechinische Zöllner sich wie ein rasender Boxer auf dein Gesicht stürzt, es wild durchwühlt und du zufrieden bist, daß du nun seiner Tatkraft scheukliche Spuren verwischen darfst, indem du alles wieder einzupaden suchst, was er mit frevelnder Hand pietätlos hervorgewühlt hat. Da ist es aus mit der Idylle. Da bist du wieder mitten im gewohnten Rast echt europäischer Vorschriften und Verordnungen. Du kommst dir sehr zivilisiert vor und verbeugst dich in stiller Demut vor dem Reglement.

So endet auch diese Idylle schließlich im Trott des Alltags und seines ersehnten, Wärme spendenden Zitronentees. Als müßte es so sein und als gäbe es gar keine Bombenwerfer, keine waghalsigen Felsenkletter, keine Räuberromantik und keine Landschaft, die dich Banditenherzen verstehen lehrt. Unwillkürlich zwiffst du dir die Krawatte gerade und stellst erboht fest, daß die Hände wieder gewaschen sein wollen, woran du eine Stunde vorher nie gedacht hättest, in all der Räuberherrlichkeit.

Technische Rundschau.

Von Ernst Trebesius.

Galvanisch verkupfertes Kristall-Spiegelglas. — Neuzeitliche Großkokerien. — Futtermittel aus Holz.

Die bis ins Altertum zurückreichende „Verspiegelung“ von Glas mittels eines Quecksilberbelags wurde bereits vor einigen Jahrzehnten durch andere Verfahren verdrängt, wobei das Spiegelglas mit einem Niederschlag von Lösungen, deren Grundstoff aus chemisch präparierten Edelmetallen besteht, belegt wird. In der Hauptsache gelangt das Silbernitrat zur Verwendung. Nun bedeutet zwar die „Versilberung“ der Spiegel gegenüber dem alten Quecksilberbelag ohne Zweifel einen großen Fortschritt, da alle die Glassebstanz und vor allem die Gesundheit der Spiegelarbeiter schädigenden Einflüsse, wie sie dem Quecksilber anhaften, bei ihr in Wegfall kommen. Gleichwohl kann das Silbernitrat den Fachmann nicht restlos befriedigen, da es trotz des schützenden Schellack- oder Lacküberzuges dem „Rahn der Zeit“ unterliegt. Die feuchte Luft der Atmosphäre oder auch innere chemische Zersetzungsercheinungen pflegen das Silbernitrat nach und nach zerart anzugreifen, das die Spiegelwirkung mehr und mehr beeinträchtigt wird. Wenn auch der Verfall im allgemeinen sehr langsam vor sich geht, so hält dies doch die Fachleute nicht ab, auf neue Mittel und Wege zu sinnen, die alle schädigenden Einflüsse gänzlich oder doch mindestens weit besser als bisher ausschalten vermögen.

Ein solches Mittel ist jüngst in der galvanischen Verkupferung der Spiegel gefunden worden. Die Spiegel werden nach diesem Verfahren zwar wie bisher durch Belegen von Kristallglas mit einer Silbernitratlösung hergestellt, doch wird auf diesen Belag noch eine weitere Schicht von Kupfer aufgetragen. Damit dieser Kupferbelag eine ganz innige Verbindung mit der Silbernitratlösung eingeht, wird die Verkupferung der Spiegel auf galvanischem Wege bewirkt. Der „versilberte“ Spiegel wird in ein galvanisches Kupferbad gelegt und der elektrische Strom eingeschaltet. Unter dem Einfluß des Stromes setzt sich auf der Silbernitratlösung eine dünne Kupferschicht ab, die den darunter befindlichen Silbernitratbelag völlig luftdicht abschließt. Die Kupferschicht selbst wird dann noch in der bisherigen Weise mit einem Lacküberzug versehen.

Das Streben nach dem höchsten Wirkungsgrad aller technischen Produktionsmittel hat in den letzten Jahren auch im Kokeriebetrieb zu immer leistungsfähigeren Öfen geführt. An Stelle der alten Öfen mit 1/2 Meter Breite, 2 Meter Höhe und 10 Meter Länge werden bei neuen Anlagen 0,45 Meter breite, 5,7 Meter hohe und 13 Meter lange Öfen vorgezogen. Der Kastenraum jeder Ofenlampe ist damit von 10 Kubikmeter auf 33,3 Kubikmeter gestiegen. Vermag ein Ofen der alten Größe nur 1800 Tonnen Koks im Jahre zu erzeugen, so beläuft sich der Jahresertrag des großen Ofens auf 11 000 Tonnen. Mit der höheren Leistung der Öfen erhöht sich natürlich auch die Leistung jedes einzelnen in der Kokerie beschäftigten Arbeiters. Vierzehn die alten Öfen je Mann und Achtstundenschicht nur etwa 4 Tonnen Koks, so steigt die Leistung der neuen Öfen je Mann und Achtstundenschicht auf 40 Tonnen und darüber. Die Großkokerie gewährleistet also infolge der besseren Ausnutzung der gesamten Anlagen eine ganz bedeutende Verminderung der Produktionskosten, bezogen auf die Tonne hergestellten Koks. Freilich legt eine Großkokerie, die z. B. mit 144 Öfen von je 4 Meter Höhe, 0,45 Meter Breite und 13 Meter Länge jährlich rund 1 000 000 Tonnen Koks herstellt, auch eine entsprechende leistungsfähige Großschmelzanlage voraus, sofern nicht ein vorzüglich ausgebautes Werksbahnhut das Heranschaffen der zur Verkokung bestimmten Kohle von mehreren benachbarten Schächten auf billige Weise ermöglicht.

Wenn eine Kokerie von verschiedenen Schmelzanlagen aus mit Kohlen versorgt wird, so macht sich die Aufstellung einer Kohlenmischanlage erforderlich. In diesem Falle bezeichnet man die Kokerie als Zentralkokerie. Aus den vorerwähnten wirtschaftlichen Gründen geht der Bergbau immer mehr von der früheren Kleinkokerie zur Großkokerie oder Zentralkokerie über. So hat auch die Vereinigte Stahlwerke A.-G. im Laufe dieses Jahres die erste Etappe auf diesem Wege der Umstellung erfolgreich zurückgelegt. Die

bisherigen 23 Kleinkokerien mit 2517 Öfen (4 Millionen Tonnen Jahreserzeugung) wurden an 7 Stellen mit 623 Öfen zusammengefaßt und einige dieser neuen Anlagen vorzuziehen für eine künftige Vergrößerung vorgesehen. Die neuen Großkokerien Alma und Hansa erhielten 4 Meter hohe, Minister Stein 4,2 Meter hohe, Bruchstraße 4,5 Meter hohe und die Zentralkokerie Nordstern sogar 6 Meter hohe Öfen. Die Zentralkokerie Nordstern hat damit die größten Koksöfen erhalten, die bisher gebaut worden sind. Die Anlage benötigt je Schicht nur 40 Arbeiter zur Bedienung, obwohl außer der Tageserzeugung von 1200 Tonnen Koks auch noch 60 Tonnen Rohsteer, 20 Tonnen Ammoniak und 15 Tonnen Benzol nebenher mit gewonnen werden.

Etwa 2 Millionen Tonnen Gerste und 2 Millionen Tonnen Mais im Gesamtwerte von 700 Millionen Mark mußten im Jahre 1927 in Deutschland eingeführt werden. Ein ansehnlicher Teil dieser Produkte, die vorwiegend als Viehfuttermittel verwendet werden, wird sich in Zukunft voraussichtlich durch ein chemisches Erzeugnis, das bei uns aus minderwertigem Holz hergestellt werden kann, ersetzen lassen. Dem Chemiker Dr. Bergius, dessen Verfahren der Erzeugung aus Kohle bekanntlich schon in größerem Maße ausgebaut wird, ist es bereits 1916 gelungen, die Holzazellulose in Kohlenhydrate auf wirtschaftliche Weise umzuwandeln. Eine Versuchsanlage in Mannheim-Heinrichshafen und eine später errichtete Fabrik in Gent haben in der Zwischenzeit die Schwierigkeiten der Praxis soweit überwunden, daß die technische Seite dieses chemischen Prozesses als gelöst betrachtet werden kann. Die Sägespäne oder zerkleinertes geringwertiges Brennholz werden getrocknet und alsdann in großen Behältern mit Salzsäure behandelt, wobei sich die Holzsaure auflöst. Es bildet sich eine hochprozentige Salzsäure-Zucker-Lösung, die der Verdampfung zugeführt wird. Der nicht aufgeschlossene Rest des Holzes, Harz und Lignin, wird mit Wasser ausgewaschen und von der Säure befreit. Für das Lignin hat man einstweilen noch keine weitere Verwendung. Zu Briketts gepreßt dient es als Brennstoff. Bei der Verdampfung setzt nun die Erfindung von Bergius ein. Er trennt nämlich die Kohlenhydratlösung von der Salzsäure in einem Kreislaufverfahren. Nur durch die Wiedergewinnung der Salzsäure, die einen dauernden Kreislauf bei Aufschließung des Holzes vollführen muß, läßt sich das Verfahren wirtschaftlich durchführen. Im Verdampfer wird also das Kohlenhydrat von der Salzsäure befreit, und der letzte Rest von Wasser und Salzsäure wird schließlich durch Zerstäubung des Kohlenhydratfrüß im Zerstäuber erreicht. Übrig bleibt ein hellbraunes Pulver, das noch gereinigt wird. Wie weit dieses aus minderwertigem Holz gewonnene Kohlenhydratfüttermittel künftig an Stelle oder als Ergänzung zu anderen Futtermitteln Verwendung finden wird, hängt von dem weiteren Ausbau des Verfahrens und von den jeweiligen Holzpreisen ab.

Eine neue Härtungsüberwachuung.

Die Härtung des Stahles beruht auf einer Kristallisation. Wenn die Härtung die gewünschten Eigenschaften aufweisen soll, muß sie bei genau vorgeschriebener Temperatur vorgenommen werden. Im Härteofen der Bauart Wild Barfield benutzt man als Anwärmmittel eine elektrische Spule bzw. ein Solenoid. Wenn man in diesen Öfen ein Stück Weicheisen steckt, um es durch Härten in Stahl zu verwandeln, stellt man gewissermaßen einen Elektromagneten her. Läßt man nun das Stück allmählich die Temperatur des beheizten Ofens annehmen oder erhöht man den Ofen, so tritt ein Augenblick ein, in dem das Stück die Umwandlungstemperatur erreicht. In diesem Augenblick verliert das Eisen plötzlich seine magnetischen Eigenschaften, und die Anordnung verhält sich ebenso, wie wenn man den weichen Eisernen herausgenommen hätte. Wenn man also in den gebildeten Stromkreis einen Stromanzeiger einschaltet, so bemerkt man zunächst beim Einführen des Eisenstücks einen Ausschlag der Nadel auf Grund der erzeugten magnetischen Ströme. Aber sobald die Temperatur der Umwandlung für die Härtung erreicht ist, geht die Nadel in die Nulllage zurück. Das ist der Moment, in dem das Eisenstück herausgenommen und im Härtebad abgeschreckt werden muß.